

## Im Polareis.

Skizze von E. Seeger-Riel.

„Wohin?“ — geriet, ja feindlich schob sich das Wort durch die verkniffenen Lippen Dr. Wellers hin zu Dr. Palm, dem anderen Teilnehmer an der Forschungs-Expedition, als dieser Taschenlampe und Klinge vom Nagel nahm. — „Geistreiche Frage! Etwa auf einen Boulevard, schönen Frauen nachsteigen?“ Lang es höhnisch zurück. „Pang! knallte hinter ihm die Tür der Hütte ins Schloß.“

Weller, verwahrt an Saar und Bart, sah in tiefen Gedanken vor sich hin. So ging das nun schon das ganze letzte Viertel des gemeinsamen verdrachten Jahres in der Polarwüste. Tag um Tag. Freunde waren sie gewesen, dachte er bitter, Feinde geworden, grundlos; einfach, weil einer den anderen satt hatte, ihn so in- und auswendig kannte, daß er ihm nichts mehr zu sagen, zu geben vermochte. Wie aus-gepumpt ihre Geirine, die sonst durch Kultur verbedeten kleinen Schwächen schonungslos freigelegt. Einer hatte der anderen tägliche kleine Unwohlheiten, ja, der langsam steigende Daz warf sich sogar auf das Atmen des Schlafenden in demselben Nann. Die Kraft, noch vorhandene letzte Reserven an Lebensbejahung aus dem anderen hervorzuholen, verlagte auf die Dauer.

Weller, der älter und schwerblütiger war als Palm, litt am meisten unter diesen Verhältnissen. Zuerst, als sie im frühen Sommer auf Station Eishöhe eintrafen — eine Flut von Licht, Mitternachtssonnenchein, bunte Blumenposten dicht am Eise, in der ferne Moschus-ochsen auf spärlicher Weide. Sie beide noch elastisch, mit unerschöpflichen Vorräten, starken Arbeitsinteressen. In der Zeit der plötzlichen, vorübergehenden Schneelandschaft Dr. Palm war Weller seine hilflose Stütze, ohne die der Kranke verloren gewesen wäre. Alles ging gut bis zur Lieberwinterung. Kalte Dunkelheit, die Gänge der mit Schneequaden gefüllten, im Eis verankerten Hütte, die grenzenlose Einsamkeit der Tageslagen zermürbten beide. Mit dem Nagen am Eisen begannen es. Zellen, daß sie nach aus demselben Tasse agierten. Zuerst boten die Grammophonplatten Zerstreuung. Zur Abwechslung spielten sie im Galopp, im Juppentempo, endlich ruckwärts. Bald konnte keiner sie mehr anhören. Die wenigen Bücher, die sie beifügen, konnten sie längst auswendig. Unmöglichkeit der Verlage der Apparate, der sie noch mit der Augenwelt verbunden hatte. Tagelang schrieben wüßte sie an, da nichts zu berichten war und sie sich über ihre feigende innere Zerrissenheit selbst nicht im klaren waren. — Dr. Weller seufzte auf, als er an den Besuch des Eskimo Jonathan dachte, der ihnen Ereignis bedeutete, Gesprächsstoff für Wochen, ihnen, den Abenteurern — der primitive Mensch! Aber es war Abwechslung in dem stagnierenden Ideenkreis mit seinen hunderten wiederkehrenden Gedanken. Hatte man nur wenigstens ein Tier um sich gehabt. Weller gedachte mit Wehmut seines treuen Hundes, den er daheim hatte zurücklassen müssen. Nur auf ein es bezogen sich ihre Bedürfnisse nicht. Das waren ihre wissenschaftlichen, streng getrennten Arbeitsgebiete. Es war, als ob sie sich auf der wissenschaftlichen Plattform wie in größerer Kulturhöhe fühlten. Keiner von ihnen befürchtete das kleine störende Humur, das ein Segen hätte sein können.

Weller kloppte nachdenklich seine erste Schiene Pfeife aus und hand auf, um sich Tee zu kochen. Einen düsternen Blick warf er zur Tür, gleich wurde Palm zurückgelehnt, und dann begann die gegenseitige Qualerei von neuem. Er seufzte den Kopf auf den Bettschloß — da fiel ein Schuß! Er stieg: „Rag? Gefahr?“ Er löschte die Flamme, rief das Gewehr vom Haken, stürzte hinaus! Und sah bei dem dämmrigen Licht, wie ein mächtiger Eisbär, den Palm offenbar gefesselt hatte, auf diesen zukam, sah, wie der Gefährte das Tier mit dem Hintertreiben erwartete. — Ein Blick juckte durch Wellers Hirn: „Wenn Du jetzt nicht schreist — bist Du — die — Dual los!“ Ein zweites: ... und bist ein Lump, ein Verbrecher!“ Schicksalsaugenblicke im Blickfeld. Er rief die Hände an die Wände, der Bar flitzte, verendete, sah Palm im Todeskampf eine tiefe Schamwunde. Plötzlich war Palm für Weller wieder der kleine Schuttlamerad, den er einmal nach Hause gebracht, als der Jüngere sich beim Töten der Fähr gebrochen. In seiner Sorgfalt führte und trug er ihn zur Hütte, verband und betete ihn. Bald fiel Palm in festen Schlummer. In der kalten freien Polarluft heulte die Wunde schnell. Was jedoch nicht seinen Willen, war die Wunde in Wellers Gewissen, die er selbst sich schuldig, als ihn eines Herzscheitens Lunge der fürchterlichen Gedanke gepackt hatte, nicht zu schreien. Vielleicht verlag ihm der Genesende. Doch was änderte es daran, daß sich ein Kulturmenschen durch äußere Einflüsse fast in eine Bestie verwandeln konnte, schlimmer als das Raubtier. Weller schauerte — um Haarsbreite wäre er einen Weg getaumelt, der ihn fernert von jedem anständigen Menschen geschieden hätte. Seit dem Unglücksfall waren beide müder, nachsichtiger gestimmt. Ein weicher Unterton schwang in ihren Worten. Endlich wieder Sonne, Sonne, und mit ihr das Schiff, das sie holte. Als Freunde waren sie ausgezogen, als treuere Freunde kehrten sie heim. Was dazwischen lag, hatte Dr. Palm fester Händedruck für immer gebannt — als Bspatraum der düsteren Polarnacht.

## Das einmalige Glück.

Skizze von Paul Burg.

Alles war wie ein Märchen: Der silbergraue Wagen, der beim „Fürstentum“ in dem Cabotort vorfuhr, erregte nach jedem Tag das gleiche Aufsehen, denn am Steuer saß ein richtiger Fürst, neben ihm seine bildschöne Gemahlin. Heute war sie schon ein paar Läden vorher ausgeflogen, um Einkäufe zu machen, und er lenkte sein Gefährt vor die Tür des Fürstentums. „Bitte, sehen Sie doch schnell einmal jemand in meinen Wagen; ich möchte ihn nicht unbeaufsichtigt stehen lassen!“ trat er ein.

„Fräulein Erna, geben Sie schnell an den Wagen Seiner Durchlaucht!“ befahl der Fürst der „Neue“, die bei der Tür stand.

„Sie sollen sich ruhig hineinsetzen, mein Kind“, der Fürst lächelte ihr freundlich zu.

Als er dann wieder aus dem Laden trat und sie den nachschaffenden Wagen schnell verlassen wollte, schüttelte er den Kopf und erklärte, nun müsse sie doch wenigstens noch die paar Schritte zum Portal mitfahren. Sein musternder Blick zeigte ihm, daß sie von großer, seltener Schönheit war.

Am Portal hielt er — das junge Mädchen neben sich — und ließ sich vom Portier die eingetragene Post herausgeben.

„Ich fahre gleich in die Garage. Wollen Sie es meiner Frau?“

„Sehr wohl, Durchlaucht!“

Dem ehrerbietig in die Tür zurücktretenden Portier legte sich eine Hand auf die Schulter. „Wer war die junge Dame bei dem Fürsten?“

„Ich weiß es nicht, Herr Graf.“

„Das ist ja eine Schönheit, wahrhaftig eine Schönheit hier in diesen langweiligen Wäldern.“

„Trotzdem, Herr Graf.“ Willeidig blinzelte der Portier dem

## Verschwörung gegen das Geld / Skizze von Anton C. Zischka

Wir saßen in der Halle jenes großen Berliner Hotels, in dem alle amerikanischen Bankiers ihr Hauptquartier aufschlugen, wenn sie in Europa waren.

Da waren Cole und Hart und Varmer, der Amerikaner. Wir sprachen von Geld. Waren eben von einem Besuch der Leunawerke zurückgekommen, dieser gewaltigen chemischen Fabrik der Erde, diesem berühmtesten und dabei unbekanntesten Werk Deutschlands. Ein ins Gigantische gewachsenes Laboratorium, das Tag und Nacht kostbare voll künstlicher aus Luft herstellte und endlose Reichen von Zirkoniden mit Bensin vollpumpt, das aus mündertägigen Rohlen stammt. Diese deutsche Fabrik, deren Grundstein erst 1917 gelegt wurde, konnte heute Deutschlands Bedarf an wichtigen Erzeugnissen decken, konnte viele Millionen im Jahr exportieren helfen ... wenn Geld da wäre, das Fabrikationsystem auszubauen.

„Überall daselbe Bild“, sagte Cole. „Geld ist für großartige Fortschritte nicht zu haben und verkauft in den Kellern von ein paar Vandalen. Die ganze Geldwirtschaft der Welt ist durcheinander. Ich glaube, nur ein ganz großer Verrückter könnte sie wieder in Ordnung bringen, einer, der imstande wäre, das ganze Geld der Bank von Frankreich zu stehlen, ohne daß es jemand merkte. Das Geld ist doch tot ... wenn die ganze Welt glaubt, es liege noch in Paris ... und wenn gleichzeitig dieses Geld in Berlin oder London, in New York oder Wien arbeiten könnte ...“

Varmer, der amerikanische Bankier, hörte zu, er lächelte. „Wieviele Pläne ich doch in den letzten Jahren anhörte!“ sagte er. „Wie viele Versuche, diesen göttlichen Geld vom Thron zu stürzen, die eingebildete Macht des Geldes zu zerstören.“

Und er erzählte uns schließlich die Geschichte jener „Verschwörung gegen das Geld“, die um ein Haar die Welt ins Wanken gebracht hätte.

„Als ich von der Sache hörte“, begann Varmer, „da war ich schon technisch durchgearbeitet und reif zur Ausführung. Wir saßen in Charbin und warteten, bis die von Fliegerbomben zerstörte chinesische Bahn wieder in Ordnung gebracht sei, bis wir wieder nach Schanghai fahren könnten. In Charbin ist immer was los, aber immer das gleiche: Spionage, Falschmünzerei, Kampf der Weiskräusen gegen die Chinesen. An jenem Abend hatten sie ein paar herrliche Falschmünzen ausgegeben. Gelfälschen ist technisch heute ohne weiteres möglich. Man kann alle Banknoten der Welt unendlich nachmachen. — nur es lohnt sich nicht. Die Leute in Charbin hatten raffiniertes Geld gefälscht. So gut, daß keine Bank die Fälschungen erkannte. Erst durch die gleichen Nummern wurde das Verbrechen entdeckt.“

Man kann trotz der Nummern Millionen Banknoten fälschen“, hatte damals ein Mann behauptet, den die Welt

als Inbegriff des erfolgreichen Finanziers ansah. „Man kann Banknoten fälschen, beliebig viel, ohne Gefahr zu laufen, durch die Nummern verraten zu werden. Und bei Millionen lohnt es sich auch.“

Er hatte uns damals in Charbin auch erklärt, wie er es machen würde ... beispielsweise englische Pfundnoten zu fälschen. Würde sich eine Million Pfund herstellen, gewissermaßen, müßten alle Nummern dieser Banknoten notieren, sie nach Serien ordnen und diese echten Nummern auf seine falschen Noten drucken. Würde die falschen Pfundscheine ausgegeben und die echten Noten im Stahlschrank behalten. Gewiß ... eine Arbeit von Jahren, aber eine völlig sichere Art, Millionen von Banknoten zu fälschen, ohne daß die Nummern den Täter verraten könnten. Technisch ist das alles sehr einfach. Es erfordert nur Geduld und — ein ungeheures Kapital.“

Wir nahmen das damals alle als einen Scherz, als das phantastische Auspinnen einer Idee. Der Mann, der diese gefährlichen Ideen aussprach, befah ja Milliarden, er galt ja als einer der größten Unternehmer der Welt.

Ich hatte den Mann aus Charbin — nennen wir ihn Crook, der Einfachheit halber — ein Jahr lang nicht gesehen. Ich erfuhr nur, daß er scheinbar wahnsinnig geworden sei. Er spezialisierte auf allen Vörsen der Welt gegen das Pfund, er deckte sich in einer Zeit, da Rohstoffe wertlos schienen, auf allen Warenmärkten mit ungeheuren Vorräten von Getreide und Silber, mit Kupfer und Eisen und Lebensmitteln ein.

Und dann ... ja, dann fand man ihn erschossen in seinem Londoner Büro, mit seinem Blut auf Teppichen, Anlagen und Rechnungen verstreut. Phantastisch hohe Zahlen, Notizen, die wahnsinnig schienen. Denn alle Spekulationen Crooks hatten sich gegen die solidesten Währungen der Welt gerichtet.

Nun, ich erinnerte mich an das Gespräch in Charbin. Ich wußte, daß einer dieser Meisterfälscher von damals aus dem Gefängnis entpflanzte war, daß Crook selber viel von Drucktechnik und Papierherstellung verstand. Es kam Glid dazu, und ich erfuhr die wahren Ursachen des Selbstmordes. Nicht einigen offiziellen Persönlichkeiten, die schmeicheln mußten, ihn ich wohl einer der wenigen, die nach dem Tode Crooks von der Verschwörung gegen das Geld“ erfuhr.

Crook also hatte Millionen von Pfundnoten gefälscht und sie durch seine Banken und Makler vertrieben lassen. Kein Verdacht konnte entstehen, denn die Fälschungen waren meisterhaft, die falschen Noten trugen die Nummern der echten, die in Crooks Londoner Stahlschrank lagen. Wogeu er Millionen ausgab, wenn er nur fälsch gegen ein verkauft wurde, wenn er seinen Gewinn haben konnte, solange die echten Noten nicht in Umlauf kamen? Nun sie sollten ja in Umlauf kommen. Es war meiterdast vorbereitet. Tausende von Agenten standen

bereit, die — ohne zu wissen, um was es eigentlich ging — zu gleichen Stunde, am gleichen Tage in allen Hauptstädten und bei den verschiedensten Banken Noten vorlegen sollten, die völlig gleich, nicht voneinander zu unterscheiden waren und die gleichen Nummern trugen. Dieser Tag der Entdeckung seiner Fälschungen mußte eine Weltspann herbeiführen. Dieser Tag, an dem Eht nicht mehr von Falsch zu unterscheiden war, mußte das Vertrauen zum Geld tiefst erschüttern. Panik ... Kursstürze ... da mit hatte Crook gerechnet. Nicht an den falschen Noten wollte er verdienen, sondern am Zusammenbruch einer Währung.

Crook hatte zwei Jahre an diesem gigantischen Plan gearbeitet. Drei Menschen nur wußten von den Fälschungen. Es wäre alles gut gegangen ... Gut für Crook ...

Aber da war Professor Jaros, der Mann, der in Charbin von Crook aus dem Gefängnis geholt worden war, der Mann, der vor ein paar Jahren jene weltberühmten Frankens-fälschungen in Budapest leitete, jener Idealist, der es verstand, alle Banknoten der Welt vollkommen täuschend nachzumachen, der aber nie an Verdienst, an Geld, an Macht dachte, sondern der immer nur seiner phantastischen Ideale wegen Verbrechen begangen hatte. Er sah die Maschinen, er schuf die Gravuren, er erfand die falschen Farben, er ließ die automatischen Pressen laufen, er erfand einen Mechanismus, der das Aufdrucken der echten Nummern auf die falschen Scheine ganz einfach machte. Er glaubte, auch Crook opfere seine Millionen nur, um zu zeigen, das Geld sei nichts, nur ein überlebter Begriff, Grund-übel und Ursache alles Erdenlebens. Der Professor wußte nichts von den Spekulationen, rechnete bloß mit einer Weltrevolution. Er durchschaute im letzten Augenblick Crooks wahre Absichten. Er erkannte, daß es sich um eine gigantische Währungspekulation für diesen Bankier handelte, um nichts sonst. Jaros hatte als einziger außer Crook Zutritt zu den Geld-schränken ...

In der Nacht, die dem entscheidenden Schlag vorausging, brachte Jaros Sauerstoffflaschen in die Bankerräume. In jener Nacht zündete er elf Millionen echte Pfundnoten an, die in Banken die Stahlschränke bedeckten. Sie brannten in der mit Sauerstoff gesättigten Luft wie Zucker ...

Als man die glühenden Tresortüren aufschloß, war nichts als Asche, grante Asche in den Bankerräumen zu finden. Papier-asche, in die auch die Asche des größten Banknotenfabrikanten aller Zeiten verbrannt war, des Mannes, der mit dem Geld verbrannt und verpulvert war wie Zucker. Crook fristete ein Gefährnis nieder, bevor er sich erschloß. Man verschwieg es. Denn innerlich sind ja jetzt 11 Millionen falscher Pfundnoten im Umlauf ... Und das braucht niemand zu wissen ...

torine zählte acht Anwärterinnen des Glücks, ein Zeichen, daß die Vorstellung noch nicht begonnen hatte. Da wurde die Tür geöffnet und ein sehr schmächtiges Personchen — eingeladen. Überaus schnell folgte eine typische Blondine, die offenbar über große Gewandtheit verfügte. Die Unterredung mit dieser dauerte beinahe fünf Minuten, so daß Viktorine bereits einen Druck auf der Brust verspürte. Zur Ablenkung versuchte sie psychologische Studien über die Verschiederartigkeit des Begriffs „gute Erscheinung“ zu machen. Da schaltete eine Klingel, draußen gingen Türen und kurz darauf öffnete der Stüt die Schiffs-luke weit mit dem Ruf: „Viktorine Brandbutter.“ Eine Minute später stand sie, Erstarrten zeigend, im Allerheiligsten.

Der Chef, ein Bierziger von kräftiger Gestalt, Haar und Augen von nordischem Gepräge, stand wie zufällig aufrecht vor seinem Schreibtisch und nahm erst Platz, als Viktorine sah. Schnell und sachlich legte er ihr seine Fragen vor und prüfte die Zeugnisse. Dabei sandte er unmerklich murrende Blicke.

„Wenn ich gleich ein Stenogramm aufnehmen dürfte ...“ „Nicht nötig, Fräulein Brandbutter, Ihre Zeugnisse besagen genug.“ Darauf nannte er das Gehalt. Viktorine senkte den Blick, ihre ganze Spannung schien gebrochen. Zu genau kannte sie den augenblicklichen Abbau der Gehälter. „Sind sonst noch Verpfichtungen mit der Stellung verbunden?“

„In gewissem Grade allerdings. Ich reise viel, Bahn, Auto, Flugzeug. Meine Sekretärin muß mich jederzeit be-gleiten können, also vollkommen frei sein. Ich werde unter-wegs abends noch Abmachungen getroffen, beispielsweise beim Essen, für die ich einen Reagen brauche. Der es wird noch spät ein Vertragsentwurf aufgesetzt. Das heißt also: unbeschränkte Dienstverpflichtung.“

Viktorine atmete auf. „Dann muß ich auf äußerliche Vorzüge Wert legen. Sie verstehen! Es ist eine gewisse Aufwandsaufwendigkeit in das Gehalt eingerechnet.“

„Den Himmel sei Dank!“, sagte Viktorine spontan, „ich bin nämlich aus guter Familie.“

Herr Fredemann lächelte leicht, als belustigte es ihn ein wenig. „Sie brauchen nicht zu fürchten, daß ich einer Dame — es lag ein feiner Nachdruck auf dem Wort — „zu nahe treten würde.“ Und dann noch einer Weile: „Ohne deren Einverständnis.“

Viktorine streckte ihm impulsiv ihre schmalen Finger entgegen. Eine leichte Verlegenheit bemächtigte sich beider. Ohne Kränkung gab es nun kein Zurück mehr, durch diesen Handschlag war unwiderruflich eine Anstellung vollzogen.

Man besprach dann wieder sehr geschäftsmäßig die Stunde des morgigen Antritts. Da schlen dem Chef etwas einzufallen. „Halt“, sagte er gleichgültig, „ich darf Sie wohl nicht binden, ehe ich Ihnen hiervon Kenntnis gebe.“ Und er reichte ihr ein Telegramm.

Viktorine schloß das Blatt stoßweise in die Wangen. Ruhe, dachte sie, Ruhe! Sie traufte die Stirn, las, wendete das Blatt nach beiden Seiten und legte es äußerlich kühl auf den Schreibtisch zurück. „Kommt für mich nicht in Frage. Ich lade eine Anstellung, keine Schaustellung.“

In der blauen Augen ihres Gegenübers bligte es auf. Es war beinahe, als hätte er „ Bravo!“ gesagt.

Der Abschied war überstürzt kurz. Viktorine eilte be-flügelt von dannen. Alle Spannung löste sich in Harmonie. Die Friedrichstraße erschien ihr schöner als irgend eine Straße der Welt.

Oben gab Herr Fredemann dem Gehring den Auftrag, die anderen Bewerberinnen zu entlassen. Dann trat er aus dem Fenster und öffnete einen Jalous. Blicke wollte er einen Blick auf die Straße werfen, vielleicht auch nur frische Luft schöpfen.

Ein Windhauch drang ins Zimmer, trieb ein loses Blatt vom Schreibtisch, so daß es zur Erde flatterte. Darauf stand: Fredemann und Dr. Eilers, Berlin C. Friedrichstr. Bitten höflich Viktorine Brandbutter, die dort zur Vorstellung, zur amgehenden Meldung bei Oberregierungsrat Feinert zu kommen. Emma, Brandbutter.

## Viktorine spielt Zufall.

Skizze von Hildegard von Schoenfeldt.

Als Viktorine erwachte, tanzten goldene Sonnenstrahlen in dem Manfandensbüschen. Die Schläferin blinzelte verträumt und dehnte geräuschlos die jungen Glieder, als ruhe sie auf einem Himmelbett und nicht in einem schmalen Eisen-gestell.

Doch als sie jetzt die Augen voll aufschloß, fiel ihr Blick auf eine schwarze, gespenstisch große „13“. Vor näherer Betrachtung schien die Zahl flüchtig zu haben und ständig wandelnd vorzuziehen. Darunter hatte eine energiegelbe Hand mit Niststift ein Kreuz gezeichnet.

Viktorines Bewußtsein wurde wach. Sie selbst hatte gestern Abend das Blatt gewandt und den Kalender in Sicht-einheit gestellt. Genau vor einem Monat war das Zeichen von ihr darunter gemalt worden, als Bestätigung eines Vor-lages. Sollen weiterhin noch 30 Tage vergehen, Tage des Suchens, der Demütigung und des Hungerns, dann mußte etwas Außergewöhnliches geschehen, was eine Wen-dung brachte, so oder so! Viktorine hatte trotz aller Mißerfolge der Stellungsuche eine große Lebensbejahung in sich. Tragik kam nicht in Frage. Aber es galt das Schicksal leiten, denn zwei Tage später würde sie sein Daz mehr über dem Kopfe haben.

Mit einem elastischen Schwung, in dem alle Zuversicht der Jugend lag, sprang Viktorine aus dem Bett. Sie kleidete sich sorgfältig an, wählte ein weißschönes Georgettel und einen schwarzen Kieferhut, dem sie vor dem trüben Spiegel einen eigenartigen, persönlichen Kniff gab, legte etliche Papiere in das Schlangenhauttäschchen sowie ihre Kapitalien in Höhe von 324 Mark, griff zu wildedernen Handschuhen aus wolbestellter Zeit und sprang die starrren Stiegen herunter.

Am Zeitungsstisch erstand sie drei namhafte Morgen-blätter und verzog sich damit einige Straßen weiter in ein Postamt. An einem Schreibtisch stehend studierte sie eifrig die Stellenangebote, kniffte nach längerem Suchen ein Blatt scharf ein und ließ folgende Anzeige heraus: „Privatsekretärin, im Fach firm, möglichst Sprachen, nur mit besten Empfehlungen, frankheitsvoller sofort für Dauerposten ge-lucht. Gute Erscheinung erforderlich. Persönliche Vor-stellung nur heute von 10 bis 1 Uhr. Fredemann und Dr. Eilers, Friedrichstraße.“

Viktorine rang mit einem Entschluß. Eine unter Duzen-den, was nicht es? In ihr gartete Gefühl trat ein gespannter Zug. Doch gleich darauf warf sie den blonden Kopf in den Nacken, rief ein Telegrammformular ab, entwarf darauf einen Text und gab es — nach einem wogenden Blick auf ihre Arm-banduhr — gegen die Hälfte ihrer Vorkassat am Schalter ab.

Den Weg zu ihrer Zukunftswohnung legte sie danach zu Fuß zurück. Der Eist, der auf ihr Klingel erklang, ließ sie mit schadenfrohem Grinsen in einen Raum treten, der — laut ziemlich fahl — längs der Wände mit vielen weiblichen Welen geschmückt war und sagte: „Nummer 2.“ Vik-

lungen Adligen nach, den sie alle bedauerten, weil es allgemein hieß, daß seine Lebenszeit nicht mehr lang bemessen sei. Er war einfaß, gutig und trauig.

Jetzt erwartete er mit großer Lebhaftigkeit den Fürsten und fragte, wen er eben weggefahren habe.

„Das ist ein großes Geheimnis, besser Graf — wird nie und nimmer verraten“, scherzte der Befragte.

„Oh, sagen Sie es mir doch! Ich bitte Sie darum, denn ich sah nie eine größere Schönheit und liebe diese junge Dame.“

„Sie sind ja verlobt“, ließ ihn der andere stehen.

„Ging in seine Zimmer, ahnte nicht, daß den Grafen schon Minuten später ein schlimmer Unfall zu Boden warf, der erst kommen mußte, eine Kranenfabrik zerstört wurde — erst am Abend erfuhr er davon und erzählte es auch der Fürstin, die den Zeugnissen herzlich bedauerte.“

Sie tat nach echter Frauenart, ging am Morgen selber in den Freizeuladen und ließ sich die jungen Mädchen an- und begleiten. Sie mit ein paar Stunden! Wir fahren aus; Ihr Chef erlaubt es.“ Die Fürstin fuhr selber den silbergrauen Wagen vor und das verführerische junge Ding, bei ihr einzufleiten. Dann lautete das Gespräch von dannen.

Als man zurückkam, durfte gerade der kranke Graf seinen ersten Auszug wieder wagen. Er stand wie angewandert, starrte den fürstlichen Wagen und die beiden Damen darin an. Er wollte sich nähern, aber die Knie waren ihm wie gelähmt.

Zur Stunde noch ließ er sich bei der Fürstin melden. Sie hörte ihn ruhig an und unterbrech ihn keine Worte. Sie schenkte ihm ein junges Mal. Nur als er zuletzt um den Namen der jungen Dame fragte, schüttelte sie den Kopf.

„Das ist keine — Dame, mein Lieber, nur ein Kind aus dem Volke, freilich ein schönes Kind, doch kein Spielzeug für Launen!“

„Ja, wer hat denn ...?“

„Ich, mein Lieber, ich kenne das.“

„Durchlaucht, ich habe nur noch eine kurze Zeit zu leben, aber ich will sie im Glück leben. Fragen Sie das junge Fräulein, ob es meine Frau werden will! Ich ... ich kann mit meinem Befehl doch machen, was ich will. Und ich will ihr zum Lohn alle schenken, was ich habe. Aber sie darf nicht Nein sagen, denn es wäre mein Tod!“

„Das arme Ding hat sie ja noch gar nicht gesehen und soll Ja sagen?“

„Seien Sie Freiherberin für mich, liebe, liebste Durch-lauht, helfen Sie mir doch!“

Sie streichelte ihm zärtlich das Haar, ehe sie ging, den schweren Auftrag auszuführen. —

Im Freizeuladen rief sie das junge Mädchen mit einem Augenwink zu sich heran. Dann schritten die beiden ungleichen Frauen um das Blumenronell vor dem „Fürstentum“. Alle Augen aus den Läden und aus dem Hotel waren auf sie ge-richtet, und als sie zuletzt Arm in Arm die Stufen zum Portal erstiegen, wo der Portier vor der Frau Fürstin und dem kleinen Freizeulmodell sich verneigte, da ließ im Salon eine zitternde Hand den Fenstervorhang los, an den sie sich an-gelammert hatte. „Gedankt sei Dir, Gott!“

Das schöne Mädchen trat in den Salon, allein.

„Sie wollen bei mir sein und wollen ...? Oh, wie ich Ihnen danke und wie ich Sie liebe! Ich weiß noch nicht einmal Ihren Namen, und Sie haben mich nie gesehen. Ich kann es ja nicht fassen, daß Gott mir solch Glück beschert.“

Rührend, mit ausgebreiteten Händen kam er ihr entgegen, und als sie streckte ihm ihre zitternden Hände hin. Sie war wie von Wuturp überhoben und flammte. „Ja, Herr Graf. Daß ich Ihnen das Gefallen beschert die junge Freizeulmamiell der Hotelalen und beirat ihren Laden nicht wieder. Wohnung, Zofe, Chauffeur, Leibknecht, was sich alles in der nächsten Stunde um sie veranmelte — ihr wiebelte der Kopf.“

Schon nach Tagen sah man die beiden ausreiten. Durch den tiefen Wald und über die grünen Wiesenmatten trabten sie dahin. Die edlen Köpfe schritten Bug an Bug, die Liebenben ritten Arm in Arm. Sie lächelten sich im grünen Wald ...

Ihre grenzenloses Glück war in aller Munde. Und nach drei Wochen hielten sie Hochzeit. In einem kleinen Berg-kloster führte die Fürstin dem todkranken Grafen die Braut

